



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Geschichte von Florenz : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Autorität zu finden. Daß die alten Formen schon vielfach unhaltbar geworden sind, ist klar. Auf einem der wichtigsten Gebiete, dem des Rechts, haben die Grenzboten den rechten Weg schon mehrfach gewiesen. Hier wie auf zahlreichen andern Gebieten kommt es zunächst weniger darauf an, das Allerbeste und völlig Einwandfreie zu finden, als vielmehr darauf, sich in der als richtig erkannten Richtung überhaupt zu bewegen, dann kommt man auch vorwärts. Alle großen Reformen haben sich aus der Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse oder aus der Abstellung von Übelständen ergeben.

Die deutsche Arbeiterschaft aber möge beherzigen, daß sie die politischen Rinderschuhe erst ausgetreten haben und zu ernstern Verhandlungen fähig sein wird, wenn sie von ihren Führern unbedingt verlangt, daß sie sich auf den Boden des nationalen Staates und der organischen Reform auf gesetzlichem Wege stellen. Nur auf dieser Grundlage giebt es überhaupt Verhandlungen. Darin liegt, daß sie auch die Opfer zu bringen bereit sind, die für die Machtentfaltung des Reichs, für unsre Wehrhaftigkeit nötig sind. Nur mit solchen Parteien kann die Regierung paktiren. Zeigen sie sich hierin weiter politisch unreif, so muß sich die Regierung an die staatsklügern und deshalb wichtigern Parteien halten. Auch die Arbeiterschaft muß durch Maßhalten und Unterordnung unter die Interessen der Gesamtheit selber an ihrem Glück mit schmieden helfen.



Eine Geschichte von Florenz

(Schluß)



ie Zeit, wo Florenz für die neuere Kultur dasselbe gewesen ist wie Athen für die alte, kennen wir genau genug aus seinen litterarischen und Kunstdenkmälern und aus neuern Geschichten und Monographien, sodaß der zweite Band Davidsohns nicht viel neues bringen dürfte. Der vorliegende erste aber leistet uns den Dienst, daß er uns zeigt, wie jenes Große geworden ist. Nicht daß damit das Schöpfungswunder enthüllt wäre, aber wir können aus dem ungemein reichen Urkundenmaterial aus der bisher für völlig dunkel und unerforschbar gehaltenen ältern Geschichte der Stadt ungefähr schließen, unter welchen Bedingungen ein solches Schöpfungswunder vor sich gehen kann.

Und da scheint nun zunächst Barbarei nicht bloß Vorstufe, sondern die erste Bedingung für das Entstehen höherer Kultur zu sein. Georg Hansen

hat in seinem Buche: Die drei Bevölkerungsstufen gelegentlich bemerkt, Dichten sei Sprache schaffen; nachdem eine Sprache fertig sei, könne in ihr kein großer Dichter mehr erstehen. Wer erinnerte sich dabei nicht daran, was Schiller von den Epigonen gesagt hat: sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten, die Sprache thue es für sie? In der That sind alle Dichter ersten Ranges die Schöpfer der Sprache gewesen, deren sie sich bedienten; was nach ihnen kam, war Nachahmung, Wiederholung, Variation, dann entweder Verfall und Auflösung oder Erstarrung und Chinesentum. Und das dürfte doch wohl Lebensgesetz für alle Gebiete menschlicher Thätigkeit sein. Höchste menschliche Kultur ist ein gottähnliches Schaffen; wo schon alles geschaffen ist, da giebt es nichts mehr zu schaffen. Wo alles in einer abgezielten Ordnung verläuft, da sind die Menschen keine vollen Menschen mehr, sondern nur noch Automaten oder beseelte Puppen; daher keine Wiedergeburt alternder Kulturen ohne Umsturz! Der Umsturz der antiken Staats- und Gesellschaftsordnung ließ nun an Gründlichkeit und die daraus entstehende Barbarei an Wildheit nichts zu wünschen übrig; namentlich die Langobarden werden als geradezu fürchterlich geschildert. In solchen Zuständen dürfte sich die Florentia des siebenten und achten Jahrhunderts*) von den Errungenschaften der alten Kultur ungefähr so viel bewahrt haben, wie von klaren historischen Erinnerungen an die römische Zeit, nämlich nichts; nur die Laster der Hefe des kaiserlichen Roms hatte es mit dem übrigen Italien geerbt. Unzählige Schriftwerke des Mittelalters geben davon Zeugnis, unter denen des Peter Damian Liber Gomorrhianus das bekannteste ist. Den Lastern der Überkultur gesellte sich die wilde Grausamkeit der Unkultur zu; die ältere Geschichte des mittelalterlichen Italiens ist voll von Greuelthaten, die die kämpfenden Parteien an einander verübten. Hat doch dem wahrhaftig nicht weichmütigen Otto von Freising der Anblick der Gefangenen, die in den scheußlichen Kerker tuscischer Städte schmachteten, Thränen ausgepreßt.***) Und die Art und Weise, wie sich die Kaiser auf ihren Römer-

*) Die erste Florentia ist um 200 v. Chr. gegründet und auf Sullas Befehl im Jahre 82 zerstört worden. Um das Jahr 59 wurde auf Grund der Ackergesetze Cäsars die zweite gebaut, nicht ganz auf derselben Stelle. Das heutige Florenz bedeckt mit seinen neuesten Straßenzügen auch wieder den Platz, wo die älteste Stadt gestanden hat.

**) Man war absichtlich grausam gegen die Gefangenen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen oder günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Kindern jedoch, die als Geiseln mitgenommen wurden, ließ man liebevolle Pflege angedeihen. Grausamkeit gegen Kinder ist etwas so unnatürliches, daß sie auch bei den wildesten Völkern selten vorkommt, und daß es dem industriellen Zeitalter vorbehalten geblieben ist, die Empfindung dafür abzustumpfen. Im 29. Kapitel des 7. Buches berichtet Thukydides, daß die Thraker in Mykaleffos sogar die in der Schule versammelten Kinder niedergemetzelt hätten; er erachtet es dabei für notwendig, hervorzuheben, daß die Thraker, wo sie es wagen dürften, mordlustiger als die schlimmsten Barbaren seien, und er nennt dieses Unglück das entsetzlichste von allen Unglücksfällen, die die Stadt betroffen hätten, und das am wenigsten habe erwartet werden können.

zügen „Ordnung“ zu stiften bemühten, war wenig geeignet, die wilden Sitten zu mildern; so ließ z. B. Kaiser Lothar, dessen Heer in der Nähe von Florenz von den Landleuten mit Steinen beworfen wurde, den ergriffnen die Nasen abschneiden und sie sonst noch am Leibe strafen. Von der Armut endlich, worein die Bevölkerung versunken war, giebt das Inventar eines mit großen Ländereien, siebzehn Stück Vieh und vier Hörigen ausgestatteten Landgutes einen Begriff; an Hausrat fanden sich darin vor ein Kochkessel und die Kette, womit er übers Feuer gehängt wurde, sonst nichts. Freilich war das in der Zeit der Magyareneinfälle. Ungefähr so mag es in Griechenland ausgesehen haben zu der Zeit, wo Herkules und die übrigen Helden der Sage das Land von Unholden befreiten.

Was diese zweite Barbarei, oder wenn wir das griechische Heroenzeitalter mit Rücksicht auf die vorangegangne orientalische Kulturentwicklung die zweite nennen, diese dritte Barbarei von jeder frühern unterschied, das war die Mitwirkung der Kirche bei ihrer Überwindung. In Italien haben wir sie uns anders zu denken als im germanischen Norden, wo eine Zeit lang Klöster die einzigen Kulturwerkstätten waren. In Italien hatte man die Werkstätten, d. h. die Städte, vom römischen Reiche fertig geerbt, und die Lage von Florenz in einer fruchtbaren,*) von anmutigen Hügeln umgebenen Ebne an einem schiffbaren Strome, nicht gar weit vom Meere, ist ohne Zweifel eine der Bedingungen der spätern Blüte der Stadt gewesen, die ja schon gleich bei ihrem Ursprung, wahrscheinlich in der Vorahnung eines von der günstigen Lage zu hoffenden Gedeihens, die „blühende“ genannt worden war. Hier konnten also die Geistlichen als Kulturschöpfer nicht in dem Maße überwiegen, wie in Deutschland und in England. Die Kirche trug in Italien, namentlich in Tuscanien, von vornherein den Charakter einer geistlich-weltlichen Anstalt, die vom Bürgertum weit mehr als Mittel für allerlei Zwecke benutzt wurde, als daß sie über dieses hätte herrschen und es entweder für ein höheres Leben erziehen oder niedern hierarchischen Bestrebungen dienstbar machen können. Von einem Einfluß der Geistlichen auf die Besserung der Sitten ist so wenig etwas zu spüren, daß sie vielmehr den Laien immer in allem Schlechten um einige Schritte voraus gewesen zu sein scheinen, was leicht zu erklären ist; waren sie doch Kinder

*) Freilich nicht von Natur besonders fruchtbar. „Der Garten Italiens, schreibt Davidsohn, dankt, was er ist, nicht sowohl einer verschwenderischen Laune der Natur, als der harten, an jeglichem Tage Erneuerung heischenden Arbeit vieler auf einander folgenden Geschlechter. Der Boden ist an zahlreichen Stellen steinig, an andern zu lehmig; die Temperatur ist sehr starken Schwankungen ausgesetzt, und wenn in der That die Florentiner Landschaft in ihrer Armut und lachenden Fülle wie selten eine den Blick des Beschauers erfreut, so ist es vor allem unendliche Mühe der Menschen gewesen, die auf den Höhen die langsam wachsende Olive großzog, sumpfigen Boden in Weingärten oder Fruchtfelder verwandelte und jeden Fußbreit Boden nutzbar zu machen verstand.“

ihres Volkes, die höhern unter ihnen Söhne von Feudalherren, die niedern Bürgers- und Bauersöhne, in den Anschauungen ihrer Verwandtschaft aufgewachsen und durch ihre geistliche Stellung einerseits vor Mangel geschützt, also der Arbeit um den Lebensunterhalt überhoben, andererseits durch Privilegien vor Anklagen gesichert, was beides die Laster weit mehr begünstigte als die Tugenden. So kam es, daß Florenz trotz des Christentums erst am Ausgange des Mittelalters ungefähr den Grad von Humanität erreichte, dessen sich Athen zur Zeit des Perikles hatte rühmen dürfen, und daß es in der geschlechtlichen Sittlichkeit eher tiefer als höher gestanden hat. Nur in einem Punkte dürfte es besser gewesen sein als seine heidnische Vorgängerin, in der Mildthätigkeit gegen die Armen und in dem Mitleid mit den Unterdrückten. Vorzugsweise auf diesem Gebiete wurden die Gewissen von den bessern Lehrern des Christentums von Zeit zu Zeit aufgerüttelt und mit Wundergeschichten geschreckt. Ein Graf Hubert, um ein Beispiel anzuführen, hatte einer armen Witwe ein Schwein gestohlen und ließ es braten. Die Beraubte flehte die Gräfin an, ihr wenigstens von dem Braten ein Stückchen zu schenken, allein „die hochmütige Matrone“ wies die arme Frau mit harten Worten ab. Nachdem sie den Braten verspeist hatte, setzte sie sich, um zu verdauen, auf den Burgwall und wurde da durch einen Felsensturz zerschmettert. Ein Bernardinus, Herr von Anghiari, beschloß 1104 auf dem Krankenlager, in Zukunft die „überflüssigen Plünderungen zu unterlassen,“ die seine Verwalter und Diener gegen die Armen zu verüben pflegten; und um sie desto gründlicher zu verhindern, schenkte er „zum Heil seiner Seele“ einen Teil seiner Besitzungen dem Kloster Camaldoli und allen seinen Hörigen die Freiheit; den Masnadieri (das waren die zum Waffendienst verpflichteten Leute des Burgherrn) von Anghiari gab er ein Drittel der Ländereien, die sie bisher inne gehabt hatten, zu eigen. Diese befreiten Hörigen bildeten eine Gemeinde und wählten sich Konsuln; 1163 hat Rainald von Köln diese Kommune nicht allein anerkannt, sondern für reichsunmittelbar erklärt. Hier finden wir also den christlichen Glauben als eine politisch befreiende und die Gemeindebildung, das freie Verfassungsleben ermöglichende Kraft wirksam.

Das war nun freilich auf dem Lande, die Städte bedurften der religiösen Anregung nicht; bei ihnen wirkten der Selbsterhaltungstrieb, die Habsucht und der an den Erfolgen erstarkende Ehrgeiz zusammen, Freiheitsliebe und politisches Leben zu erzeugen und ihnen die Freiheit wirklich zu verschaffen. Einen Verheerungszug nach dem andern hatten die italienischen Städte über sich ergehen lassen müssen; sie hatten geblutet, sie waren unzähligemal ihrer in mühseliger Arbeit geschaffnen Habe beraubt worden, aber sie waren geblieben, ihre Mauern standen noch, während die Räubervölker der Reihe nach untergegangen waren und ein Königsgeschlecht das andre verdrängt hatte. Zur Zeit der Ungarneinfälle waren die Städte schon die Zuflucht der Landbevölkerung, viel wichtiger

als die Burgen, die demselben Zwecke dienten, aber doch einerseits weniger Raum und Sicherheit boten, andererseits selbst nur zu oft Räubernester waren. „Auf sich selbst gestellt, hatten die Bürger es gelernt, in der herrschaftslosen Zeit, oder wenn der Hader um die Krone jeden Schutz vereitelte, den Feinden von den Mauern her zu wehren und die nächste Umgebung so gut zu verteidigen, als es gehen mochte. Ihr Selbstvertrauen mußte dadurch wachsen, ihre Kraft reifen; sie erlangten durch die thatsächlichen Verhältnisse über das offene Land ein Übergewicht, das sich allmählich zu einer Schutzgewalt steigerte und in einem Steuerrecht als Entgelt für die gewährte Zuflucht seinen Ausdruck fand. Der Bürgersinn erstarbte, weil an den alten Römermauern jene Hochflut von Verwüstung und Plünderung brandete, die das offene Land überschwemmte. Damals ertönte in Modena und wohl in vielen andern Städten der lateinische Gesang:

Du tapfre Jugend, kühne Kriegesmacht,
 Laß deine Lieder klingen durch die Nacht!
 Ihr haltet auf den Mauern treue Wacht,
 Daß ihr des Feindes List zu Schanden macht.
 Und von den Mauern tönt es: eia, wacht!
 Das Echo hallt es wieder: eia, wacht!"

So wirkten in Italien die geringere Ausdehnung des Landes, die dichtere Zusammendrängung der Menschen, die aus der Römerzeit erhaltenen Stadtmauern und die häufigern Barbareneinfälle samt den sich daran schließenden räuberischen Überfällen von Burgherren oder eifersüchtigen Nachbarstädten zusammen, ein weit regeres Gemeindeleben zu schaffen als im Norden, in Deutschland. Auf dem Dorfe wie in der Stadt fühlte sich die Bürgerschaft in Leid und Freud, in Not und Gefahr wie im Glück und bei Erfolgen solidarisch; bei Verträgen schworen oder unterzeichneten alle Gemeindegengenossen, alle „Nachbarn,“ wie sie sich oft nannten; erst als die Gemeinden zu vielköpfig wurden, ließen sie sich von einem Ausschuß, den *boni homines*, vertreten. Unter der Ulme vor der Pfarrkirche hielten sie ihre Versammlungen ab, zuweilen auch in der Kirche selbst, die als Rathhaus diente. Alle kirchlichen Einrichtungen wurden dem Gemeindeleben dienstbar gemacht. Die Abteien waren Vermögensanlagen reicher Familien; der Bischof übte Grafenrechte, aber bald war er nur noch Werkzeug der Gemeinde, die sich durch ihn der Grafenrechte bemächtigte. Ziel dem Bistum eine Erbschaft zu, so erbte in Wirklichkeit die Stadt. Die *Vicedomini*, die das Bistumsvermögen verwalteten, waren städtische Beamte, der Bischof selbst wurde, wenn nicht vom Volke, so doch unter dessen Mitwirkung gewählt, und die Florentiner waren einmal nahe daran, ihre Stadt anzuzünden, um sich nicht einen Bischof gefallen zu lassen, den man ihnen aufdrängen wollte. Die Pfarreien waren politische Verwaltungsbezirke, und wenn die Bürger (namentlich ist das bei den Florentinern nachzuweisen) in den kirch-

lichen Streitigkeiten Partei ergriffen, so geschah es mit kluger Berechnung des Vorteils ihrer Stadt. Die Florentiner waren manchmal kezerisch, manchmal von orthodoxem Eifer erfüllt; aber mochte die religiöse Begeisterung, die sie zeitweise ergriff, auch noch so ehrlich sein, der unfehlbare Instinkt des Gemeindeegoismus sorgte dafür, daß sie sich nie für die falsche Seite begeisterten. In der großen Reformbewegung des elften und zwölften Jahrhunderts stand das gemeine Volk, wie fast überall in Mittel- und Oberitalien, auf der Seite der Reformatoren.*) Die zahlreichen Niederlassungen der die Reform betreibenden Vallombrosaner waren ebenso viele Vorposten der Gemeinde von Florenz und Stützen ihres Einflusses. Ihren Vorteil geltend zu machen, ließen sie sich niemals durch religiöse Bedenken abhalten; mehr als einmal wurden sie vom Papste mit dem Interdikt bestraft, sie ertrugen es mit größerer Gelassenheit, als es heutige sogenannte Freigeister ertragen würden, die ein Mordgeschrei erheben, wenn beim Begräbnis eines ihrer Gesinnungsgenossen das Glockengeläute verweigert wird; ihnen war so etwas gleichgiltig. Einer ihrer Bischöfe, Rainer, versetzte die Welt durch die Behauptung in Aufregung, der Antichrist sei schon geboren. Papst Paschalis II. hielt in Florenz ein Konzil ab, um diese schwierige Frage zu entscheiden, und es war vorauszu sehen, daß Rainer verurteilt werden und seine Kezerei mit Absetzung büßen würde. Den Florentinern lag nun zwar nichts am Weltuntergange, aber sie wollten ihren Bischof, der bloß schrullenhaft und im übrigen ein guter Mensch gewesen zu sein scheint, nicht verlieren. Das Volk wohnte den Konzilverhandlungen bei, unterbrach sie durch Tumult und zwang den Papst samt seinen Konzilvätern, unverrichteter Sache abzuziehen.

Wie es sich für Städte, die in großer Zahl auf einem kleinen Raum bei einander liegen, von selbst versteht, sahen sich die Bürgerschaften Tusciens sehr bald zum Export ihrer überschüssigen Gewerbeerzeugnisse gedrängt. Anfangs hatte Pisa die Vorhand. Willkommenen Anlaß zu großartigem Seeraub, zu Plünderung und Eroberung von Inseln im Mittelmeere boten ihnen die Kreuzzüge; nicht weniger als tausend Pisaner Geschäftsleute lebten um 1160 in Konstantinopel. Der Sieg der Florentiner über diese Nebenbuhler fällt in eine viel spätere Zeit; dennoch war auch ihr Handel schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts so bedeutend, daß Innocenz III. sicher sein durfte, sie an der empfindlichsten Stelle zu treffen, wenn er in seinen wiederholten Konflikten mit ihnen sein möglichstes that, ihren Handel zu schädigen; einmal drohte er, er werde in alle Lande einen Aufruf senden, die Florentiner Kaufleute zu fangen und ihnen ihre Waren wegzunehmen. Hundertdreißig Jahre früher hatte sie Heinrich IV. für ihre Papstfreundlichkeit damit gestraft, daß er ihnen

*) Wie unabweisbar notwendig diese Kirchenreform in sozialer und politischer Beziehung war, wird durch das von Davidsohn beigebrachte Material noch klarer.

die Märkte von Borgo San Donnino und Parma verschloß, für die er den Lucchesen, ihren Konkurrenten, ein Privilegium gewährte. Sobald der Handel einige Bedeutung erlangte, waren die Schloßherren doppelt unbequeme Nachbarn für die Städte; deren Streben, das benachbarte Gebiet sich anzueignen, vereinigte sich mit der Notwendigkeit, dem Raubrittertum zu steuern, und stachelte sie zu einem Vernichtungskriege gegen die Grafengeschlechter. Von keiner Stadt wurde dieser Kampf planmäßiger, standhafter und folgerichtiger durchgeführt als von Florenz. Manche der Burgen und kleinen Festungen mußten monatelang belagert, und weil sie immer wieder aufgebaut wurden, wiederholt erstürmt werden, wie Monte di Croce, um das jahrzehntelang gerungen wurde. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie es in der Blütezeit des tuscanischen Rittertums ausgesehen haben mag, wenn man erfährt, daß die Giridolfi einer von ihnen gestifteten Abtei urkundlich als eine besondere Vergünstigung zusicherten, sie würden, wenn aus den benachbarten Orten Leichen zur Bestattung dahin gebracht würden, das Leichengefolge nicht überfallen und auch auf dem Rückwege keinen totschlagen. Was die Waffen der Städte begonnen hatten, vollendete das Geld; die Ablichen waren sehr bald den Bürgern tief verschuldet, und diesen wurde es umso leichter, die Verschuldeten ganz von sich abhängig zu machen, da sie aller Bucherkünste Meister und in deren Anwendung ganz gewissenlos waren; die Geistlichen wucherten fleißig mit, doch waren sie in diesem Punkte immerhin etwas bescheidner als die Laien, sie begnügten sich bei Darlehen mit einem Pfand und fünf und zwanzig Prozent. So wurden die „Mag-naten,“*) einer nach dem andern, arm und klein gemacht und in die Stadt zu ziehen gezwungen. Längere Zeit hindurch setzten sie hier ihr wildes Fehdeleben fort. Sie bewehrten ihre Häuser mit Festungstürmen — ihre Zahl schätzt der Verfasser auf etwa hundert —, Sippe stand gegen Sippe, Turmgenossenschaft gegen Turmgenossenschaft. Am gefährlichsten für das Gemeinwesen wurde der Kampf, den die kaiserlich gesinnten Uberti von ihren in der Gegend des spätern Palazzo Vecchio gelegnen Türmen aus unternahmen, um den Ring der herrschenden Geschlechter, die ihr Interesse bereits an das des Volkes geknüpft hatten und seine Führer geworden waren, zu durchbrechen; ein Drittel der Stadt ging dabei in Flammen auf. Die Bürger sollen damals wiederholt darüber beraten haben, ob es nicht besser wäre, auszuwandern und

*) Nach Davissohn bezeichnet dieser terminus technicus keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, bloß die in die Stadt gezogenen Adelsgeschlechter, sondern alle reichen und vornehmen Bürger. Wie wir aus einem Bericht Santinis über Villaris I primi due secoli della storia di Firenze ersehen (Archivio Storico von 1895, I 136), wurde wenigstens der Ausdruck grandi noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur von den Angehörigen des alten Feudaladels gebraucht, in den sich allerdings schon einige reiche Kaufmannsgeschlechter eingewettert hatten; die wurden aber von den übrigen verachtet. Die Kaufleute wurden zum popolo grosso gerechnet und gehörten der Popolanenpartei an.

an einer andern Stelle eine friedlichere Stadt zu erbauen. *) Wie das Volk die wilden Gefellen später doch endlich gebändigt hat, konnte der Verfasser in dem vorliegenden Bande, der bloß bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts reicht, nicht mehr erzählen. Doch durften schon im Jahre 1193 auch die Florentiner Bürger von sich sagen, was die Pisaner 1162 zu Innocenz II. gesagt haben sollen: Wir sind weder Herren noch Knechte. (Sehr bald wurden sie, als Beherrscher des Contado, Herren.) In dem genannten Jahre nämlich waren es schon die Vorsteher der sieben Handwerkerzünfte, **) die das Statut für das nächste Jahr festsetzten. Dieses alljährliche Statut der tuscanischen Städte war die vollkommenste Anpassung des Rechtszustands an den stetig wechselnden thatsächlichen, die sich denken läßt. Es ist, schreibt der Magister Buoncompagno, „die willkürliche Sagung, die aus der volkstümlichen Gewohnheit stammt; denn jede Stadt in Italien macht ihre Konstitutionen, nach denen die Podestà oder die Konsuln die Geschäfte führen und Übertretungen bestrafen, ohne Rücksicht auf irgend ein Gesetz, das dem Statut widersprechen könnte, da sie vor dem Amtsantritt beschwören, dieses in seinem vollen Umfange zu beobachten.“ Aus einer andern Stelle Buoncompagnos fügt Davidsohn hinzu, „daß man bei der Abfassung vor allem auf Klarheit und Gemeinverständlichkeit bedacht war, daß man verlangte, jede Bestimmung sei ihrem Wortlaut und Buchstaben nach anzuwenden, und daß man sich gegen alle Interpretationskünste und Deutereien der Rechtskundigen verwahrte. Die Bürgerschaft in ihrem nüchternen Sinn wollte von gelehrten Zinessen nichts wissen; ihr Bestreben richtete sich auf klares, allen verständliches Recht, und nach Freiheit strebend, wollte sie auch frei sein vom übergroßen Juristenscharfsinn, der, wie der Magister sich ausdrückt, »nicht nur zweifelshafte Dinge wahr zu machen, sondern auch sichere Fälle und offenbare Vernunftgründe ins Wanken zu bringen versteht.«“ Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß alle Ämter Ehrenämter waren und von Nichtfachleuten verwaltet wurden; nur die niedern Berrichtungen der Schreiber, Büttel usw. wurden von bezahlten Gemeindedienern besorgt. Bezahlt wurde allerdings auch der von auswärts berufne Podestà.

Vor einigen Jahren ist einmal in den Grenzboten dargestellt worden, mit wie wunderbarer Klarheit, Festigkeit und Folgerichtigkeit der aus unbekanntem und ungenanntem Bürgern bestehende Florentiner Rat dem Kaiser Heinrich VII. Widerstand geleistet und unter den verzweifeltsten Umständen an seiner nationalen

*) Davidsohn hält das allerdings für Übertreibung.

**) Es steht nicht fest, welches diese sieben ältesten Zünfte gewesen sind; der Verfasser vermutet: die Schmiede (in einem kleinen Nachbarorte erscheint 1172 ein Schmied als Konsul), Wollenweber, Kürschner, Gerber, Schneider, Schuhmacher und Steinmegen (einschließlich der marmorarii, die schon Künstler waren). Später bildeten auch die Kaufleute, die Wechsler, die Richter und Notare je eine ars, wie die Zünfte in Italien so schön hießen, aber in der ältern Zeit wurden nur wirkliche Handwerke so benannt.

Politik festgehalten hat, und wie diese Bürger politisch weiser gewesen sind als ihr mit Recht verbannter großer Mitbürger Dante.^{*)} Diese politische Weisheit, die nichts andres ist als ein zu wunderbarer Feinheit entwickelter Instinkt der Selbsterhaltung in einem ganzen Gemeinwesen, war der Stadt schon in den Zeiten Gregors und Mathildens eigen, wo sie aus der Unterthänigkeit unter Kaiser und Markgraf herausstrebte. Alle Konjunkturen der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Adel und Städten, zwischen den Städten selbst wußte sie aufs geschickteste auszunutzen. Nur die zunächst gelegnen kleinern Städte wurden bis zur Vernichtung bekämpft, Fiesole ward einmal zerstört; der fernern und mächtigern, Pisa und Lucca, suchte man sich mehr mit diplomatischen Künsten und geschickten Bündnissen zu erwehren; mit Pisa war Florenz im elften und zwölften Jahrhundert meistens befreundet und verbündet. Dem gewaltigen Barbarossa und seinen beiden gewaltigen Kanzlern, Rainald von Köln und Christian von Mainz, war die Stadt natürlich nicht gewachsen, jahrelang mußte sie unterdrücken und die getreue Unterthanin spielen; aber sie verlor auch in dieser Lage ihre Ziele nicht einen Augenblick aus den Augen und schnellte bei jeder Verminderung des Druckes wie ein Gummiball in die Höhe. Auch einem Barbarossa unterwarf sie sich nicht, ohne Widerstand zu versuchen; trotzig, und dieses erstemal ungestraft, verschloß sie ihm auf seinem ersten Römerzuge die Thore. „Wenn die Künstler späterer Zeiten mit unverfieglicher Vorliebe den Knaben David meißelten, der des Geistes voll gegen den Riesen kämpfte, so schufen sie unbewußt das Bild der Vaterstadt in den Anfängen ihrer Entwicklung, wie sie die trotzig bewehrte Hand gegen jede Übergewalt erhob.“ Und die Art und Weise, wie Friedrich die italienischen Angelegenheiten „ordnete,“ war nicht geeignet, sie an ihrem Streben nach municipaler Freiheit irre zu machen. Brennende Städte beleuchteten den Weg des schrecklichen Kaisers. Und nicht seine Truppen allein plünderten: unter seinem Schutz erhoben die gedemüthigten Burgherren aufs neue ihre Häupter; unter dem Vorwande, dem Kaiser die Rebellen zu unterwerfen, raubten sie lustig drauf los. Daß Friedrich seine Zeit nicht verstanden hat und darum auch nichts dauerhaftes begründen konnte, das wird heute wohl allgemein anerkannt, nachdem der Glanz seiner Augenblickserfolge die Völker und die Geschichtsschreiber lange Zeit hindurch geblendet hatte. „Wie immer, schreibt Davidsohn, ging die politische Reaktion mit der wirtschaftlichen Hand in Hand.“ Unter anderm suchte der Kaiser die zahlreichen Güter, die aus dem Besitz von

^{*)} Ganz so urteilt a. a. O. S. 143 Santini. Dante habe einen von der Kirche unabhängigen reinen Laien- und Rechtsstaat im Sinne gehabt, der der legitime Nachfolger des römischen Imperiums sein sollte, er habe aber übersehen, daß der Staat die Nationalität zur Grundlage haben müsse, daß die Ausführung seines Planes Italien ins Mittelalter zurückgeschleudert, und die ganze Kulturarbeit der Kommunen vernichtet haben würde; *la sua idea in somma mancava di senso pratico; invece i Fiorontini erano pratici per eccellenza.*

liederlichen Geistlichen und Klosterleuten in den der fleißigen Bürger übergegangen waren, diesen wieder zu entreißen und „der Kirche“ zurückzuerstatten. Vergebliche Mühe! Den Stadtbürgern, nicht den Mönchen gehörte die Zukunft. Der kluge und lebenswürdige Rainald von Dassel verstand ja das kaiserliche Joch den Tusciern einigermaßen erträglich zu machen, obwohl die Stadtbürger auch unter ihm klar genug einsahen, daß die ganze Reichsregierung bloß auf Gelderpressung hinauslief und nichts leistete, nicht einmal Ruhe und Sicherheit des Lebens zu verbürgen vermochte. Sein Nachfolger aber, der grobe Christian, konnte nichts als totschlagen und brennen. Fast ganz Toskana erhob sich in Wut gegen ihn. Den Florentinern gebührt der Ruhm, seiner „Regierung“ im Frühjahr 1172 ein Ende gemacht zu haben. Sie stürmten sein Kastell Colle di Val d'Elza, führten die Besatzung gefangen nach Florenz ab und besiegten ihn dann in offener Feldschlacht. Der Druck war freilich dadurch noch nicht von Tusciern genommen; nicht lange nach ihrem Siege fanden es die Florentiner geraten, sich freiwillig der Reichsgewalt zu unterwerfen und mit ihr zu verbünden, und auch Heinrichs VI. schwere Hand bekamen sie noch zu fühlen. Aber dessen Tod bildete „für die italienischen Städte und für Florenz mehr als für die andern einen Markstein der Entwicklung; der eigentlich mittelalterliche Zeitabschnitt in dessen Geschichte ging an dem Tage zu Ende, an dem ein atemloser Bote, durchs römische Thor sprengend, die Kunde ausrief, daß der gefürchtete Sohn Barbarossas tot, ein fallendes Kind unter der Obhut einer Frau sein Erbe sei.“ So konnten sie von nun an, nicht eben in gemächlicher Ruhe, aber doch mit der sichern Aussicht auf Erfolg den Gipfel der Kulturhöhe vollends ersteigen. So klein die Städte, Florenz nicht ausgenommen, nach heutigen Begriffen sein mochten, sie waren schon Weltstädte. „Seit früher Zeit hastete der italienischen mittelalterlichen Welt nichts von bedrückender Enge und Kleinstädtereie an; der Handel weitete den Blick, die Kriegszüge der Deutschen, Verwaltung durch Reichsbeamte, Gesandtschaften an das Reichsoberhaupt, Wallfahrten nach entlegnen Gnadenstätten, das Zufließen von ausländischen Pilgern und Geistlichen, die nach Rom gingen, das alles schuf fortwährende Berührungen mit der Fremde.“

Wenn das spätere Florenz weiter nichts hervorgebracht hätte als Industrie und Handel, tüchtige Staatsmänner, Schriften über Politik, Geschichtswerke und das moderne Wechsel- und Bankwesen, so ließe sich das aus seiner mittelalterlichen Geschichte erklären. Ein Zustand, wo jeder Einzelne beständig jeden Nerv und Muskel anspannen muß, um sich seiner Haut zu wehren, wo er aber zugleich auch die Freiheit hat, um sich zu schlagen und nicht allein sich zu behaupten, sondern emporzusteigen, eine Freiheit, die nur durch freiwillige Bindung an Geschlechtsgenossen, Nachbarn und Mitinteressenten eingeschränkt wird, ein Zustand, wo jedermann gezwungen ist, seinen Unterhalt durch Arbeit in einem Gewerbe zu verdienen, wo aber auch jeder seinen kleinen Staat mit

regiert und in unmittelbarste Wechselwirkung mit den beiden größten Gewalten der Erde, mit Papst und Kaiser tritt, ein solcher Zustand mußte, thatkräftige Menschen vorausgesetzt, auf den genannten Gebieten die höchsten Leistungen hervortreiben. Es wäre nur noch zu untersuchen, wie es kommt, daß die an Knechtschaft gewöhnte Bevölkerung des Italiens der römischen Kaiser thatkräftige Nachkommen haben konnte, ob ein gewisses Klima und eine gewisse Bodenbeschaffenheit die Thatkraft von selbst wieder erstehen lassen, wenn ein Druck, gegen den jeder Widerstand ohnmächtig war, durch äußere Umstände beseitigt ist, ob die Thatkraft unzerstörbar in der Masse wurzelt und nach Beseitigung unüberwindlicher Hindernisse immer wieder hervortritt, ob die Beimischung von Lombarden- und Frankenblut auch bis nach Tusciem hinein reichlich genug war, in der erschlafften italienischen Bevölkerung neue Lebensgeister wach zu rufen. Aber etwas anderes scheint uns schlecht hin unerklärlich: wie ist es gekommen, daß die italienische Bevölkerung, namentlich eben die toskanische, in diesen wilden Zeiten, noch dazu mit wilden Nordländern gemischt, nicht wilder und härter geworden ist als die alten Römer, daß sie weit mehr dem athenischen als dem altrömischen Volke ähnelt? Wie ist es gekommen, daß sie die zartesten Blüten der Poesie erzeugt und Schönheitstrunken die Welt mit den herrlichsten Kunstwerken überschüttet hat? Wie konnte Florenz die Hauptvertreterin der Humanität werden? Man wende nicht ein, daß die Florentiner ja die Vorbilder der Alten hatten, daß die italienische Kunst der Renaissance zu verdanken sei; Giotto lebte vor der Renaissance, wenn man darunter das Ausgraben alter Bildsäulen versteht, und er hat sie mit seinen Zeit- und Kunstgenossen ohne die Vorbilder der Alten geschaffen, wenn man darunter die Wiedergeburt der schönen Künste versteht.*) Und was nützen alle griechischen Bildsäulen den Türken, die sie nahe genug vor der Nase haben? Auch das Christentum mag manches erklären, obwohl die Kirche in ihren Anfängen nicht eben kunstfreundlich gewesen ist. Auf die Humanität des Lebens hat sie doch wohl zuletzt einigen Einfluß geübt, nur daß die Art und Weise, wie — in Florenz mehr als in irgend einer andern italienischen Stadt — der schöne Schein der Humanität mit schönem Sein und schönem Empfinden verschmolz oder dessen Abglanz war, wieder etwas ganz dem italienischen Volkscharakter eigentümliches ist, das die Kirche anderswo nicht zustande gebracht hat. Daß sich die Florentiner am Ausgange des Mittelalters zur wirklichen Humanität des Denkens, Empfindens und Handelns aufgeschwungen haben, dafür haben wir einen klassischen Zeugen. Luther erzählt (Walchs Ausgabe, 22. Band, S. 786): „In Italia sind die Spitale sehr wohl versehen, schön gebauet, haben gut Essen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Ärzte, die Betten

*) Damit soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß die Vorbilder der Alten die italienische Kunst vielfach beeinflusst und ihre Entwicklung beschleunigt haben.

und Kleidung sind fein rein, und die Wohnungen sind schön gemahlet. Als bald ein Kranker hinein wird gebracht, ziehet man ihm seine Kleider aus, im Beisein eines Notarien, der sie treulich verzeichnet und beschreibet, werden wohl verwahret, und man zieht ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein schön gemachtes Bette, reine Tücher. Bald bringt man ihm zween Ärzte, und kommen die Diener, bringen Essen und Trinken in reinen Gläsern, Bechern, die rühren sie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllt unter dem Angesicht, etliche Tage, dienen dem Armen als Unbekannte, daß man nicht wissen kann, wer sie sind, darnach gehen sie wieder heim. Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitaler mit solchem Fleiße gehalten werden. Also werden auch die Findlinghäuser gehalten, in welchen die Kindelein aufs beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehret werden, schmücken sie alle in eine Kleidung und Farbe, und ihr wird aufs beste gewartet.“ Also ein Schöpfungswunder bleibt eine solche Kulturwerkstatt, aber von den Bedingungen, unter denen es zustande kommt, nehmen wir doch in der ältern Geschichte der italienischen Städte einige wahr, und Davidsohns Werk verbreitet nicht wenig neues Licht darüber.



Reiseschilderungen



ie Zeit, wo sich der deutsche Philister geduldig und andächtig mit zwölf Bänden von Friedrich Nicolai durch Deutschland und die Schweiz geleiten ließ, ist längst vorüber, und selbst Friedrich Gerstäcker würde gegenwärtig nur ein kleines Häuflein Leser für seine fünfbändige „Reise um die Welt“ finden. Die Menschen von heute reisen so viel, so unablässig, daß sie keiner von fremden Augen gesehenen Bilder zu bedürfen glauben, sie genießen, sehen und — wissen alles selbst. Wenn trotzdem noch zahlreiche Reiseskizzen geschrieben und veröffentlicht werden, so handelt es sich dabei durchgehend um wenig umfangreiche Bücher; die Mehrzahl der Verfasser folgt öfter dem eignen Bedürfnis, Erinnerungen und Eindrücke festzuhalten, als daß sie an ein Lesepublikum dächte, andre gefallen sich darin, die moderne Sensationslust, die Erotik und die Stilkünste der jüngsten Erzähllitteratur auch auf die Reiseschilderung auszudehnen. Soviel wir wissen, hat sich noch niemand die Mühe genommen, die Einflüsse jeweilig herrschender litterarischer Moden oder Schulen auf Reisebilder und Reiseskizzen zu untersuchen. Da diesen nur in seltenen Fällen ein Leben über